

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

81.

Sonnabend, am 6. Juli 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Harfner.

I.

Horch Saitenspiel und Harfenklang!
Welch wundertonig Lied,
Das mich in unbewußtem Drang
Hin zu dem Harfner zieht!
Fern klingt das Lied vom Felsenstrand,
Breicht über Meer sich Bahn,
Die Harfe schlägt mit fühner Hand
Grün Erin's König Dan.

Jetzt klingt das Lied wie bitt'rer Hohn,
Wie Wittwen Klaggeschrei,
Jetzt braust es wie Drommetenton:
„Für Irlands Recht! Herbei!“
Jetzt rauschet wie in Fingal's Schlucht
Der Geisterorgel Klang
Von der smaragd'nen Inselbucht
Des Harfners wilder Sang.

Wohl singt er stolz vom Vaterland
Und daß die Freiheit nah,
Doch nicht mehr schwirrt von Hand zu Hand
Der schwere Schillelah.

Und ruft er über den Kanal:
„Hebt auf die Union!“
Dann zittert der Westminsteraal,
Erbebt ganz Albion.

Der Harfner ist ein alter Mann,
Doch blüht sein Auge hell,
Kennt ihr ihn nicht als König Dan,
So nennt ihn D'Connell.
Grün Erin ist die Harfe sein
Und meisterhaft sein Spiel,
Voll durch der „Eichenherzen“ Reihn
Erschallt sein Lied: Repeal!

II.

Es rauscht auf Sturmesflügel
Es trifft wie Wetterschlag —
Das Lied vom Tarahügel,
Das Lied vom Athlonetag;
Und Hunderttausend hören
Den Sänger, zornentbrannt,
Und Hunderttausend schwören
Den Eid für's Shamrockland.

Den Eid, ein Mann zu sterben
Für Grin's gutes Recht,
Die Freiheit zu erwerben
Dem kommenden Geschlecht:
Ihn schwört, schon nah' dem Grabe,
Der Greis, die Selnen all',
Der Jüngling und der Knabe,
Wohl manch ein Hannibal.

Doch über dem Kanale,
Da saßen sie zu Rath
In festverschloss'nem Saale
Und brüteten die That;
Und mit dem Rechte trieben
Sie keck ein Gaukelspiel
Und jubelten und schrieben:
Vorbei ist die Repeal!

Vorbei? Im schönsten Siege?
Wie seht ihr doch so schlecht!
Der Kerker ist die Wiege
Für Irlands junges Recht!
Schon donnert an die Thore
Der freie Britte an,
Und zu Belsazars Ohre
Sein „Mene!“ König Dan.

Ludwig Wittig.

Der natürliche Sohn.

Novelle von Robert Heller.

(Fortsetzung.)

. 2.

Wäre es nicht zu spät in der Nacht gewesen, um noch irgend einen Besuch wagen zu dürfen, so würde Armand Villet sogleich zu Herrn Simon Renard und sodann zu Herrn von Sachicourt gegangen sein. Zu dem Ersteren, trotz der Warnung der Frau van der Noot, aus mehr als einer überwiegenden Ursache. Zu dem Letzteren, um ihn einfach davon zu benachrichtigen, daß er im Begriffe sei, Katharina zu heirathen. Nach den Vorfällen des Abends hielt Villet die Freiheit und das Leben beider Frauen in Brüssel für gefährdet. Er glaubte am besten für sie

zu sorgen, wenn er sich sogleich mit Katharina vermählte, seine Frau und Schwiegermutter nach Frankreich abreisen ließ und sodann ihre Forderungen an die Regierung in Person geltend machte. Für sein eignes Loos kannte er keine Furcht. War er der Gemahl des Fräulein van der Noot geworden, so hatte er alle ihre Rechte erworben und er zweifelte nicht, durch eiserne Beharrlichkeit zu seinem Ziele zu gelangen.

Aber wie spät auch der Morgen nach einer Winternacht aufgeht, die Ungeduld Armand's mußte sich darein ergeben, den Tag zu erwarten. Die Gastfreihait des Grafen Lamoral von Egmont, den er von den letzten Feldzügen her kannte und später als einen der drei Friedensbürgen in Paris wieder sah, hatte ihm eine Wohnung in dem weitläufigen Palaste der Egmont's eröffnet. Hierher kehrte der Ritter zurück, nach dem langen Aufenthalte im Freien beinahe eben so durchnäßt, als ob er selbst die Senne hinabgeschwommen. Die Dienerschaft des Hauses Egmont war jedoch darin geübt, Fremde zu bewirthen, und ihren Aufenthalt mit allen Bequemlichkeiten des Lebens auszustatten. Armand fand nicht bloß bei seiner späten Heimkehr das Zimmer erwärmt, sondern auch den Mann, der ihm zur Aufwartung gegeben war, wachend und zu jeder Hülfsleistung bereit. Ein Schlastrunk war Alles, was er von ihm forderte, worauf er sich entkleidete und auf's Lager streckte. Die Unruhe Villet's war jedoch zu groß, um ihm einen gesunden Schlummer zu gönnen. Mit allerlei Plänen beschäftigt, welche die düstern Bilder seiner Seele verscheuchen sollten, verbrachte er die Stunden bis zum Morgen.

Simon Renard war kaum aufgestanden und hatte sich an seinen Arbeitstisch zu den Acten gesetzt, die ihm als einem Mitgliede des geheimen Rath's zugeschickt worden waren, als seine Arbeit durch die Anmeldung eines Besuches unterbrochen ward. Er schob die Schriften zurück und ertheilte dem Diener die Erlaubniß, den Fremden einzuführen.

Ein junger Mann trat ein, von hohem Wuchse und kriegerischer Haltung. Seine festliche Tracht war französischen Geschmacks: ein grünes Sammetwammis, die Aufschläge mit weißer Seide ausgelegt, die Stickerei in Silber. Darüber ein

Mantel gleichfalls von grüner Farbe und mit Silberfrangen besetzt. Die Halskrause von Spitzen, die Beinkleider von weißer Farbe und in einem Paare zierlicher Stiefeln mit Stulpen und Sporen auslaufend. Der Kopf war von dem Barete entblößt und unter dem schwarzgelockten Haare ward eine Hiebnarbe ersichtlich, die sich über die Stirn bis in die linke Wange herab erstreckte. Ein dunkler, wohl beschnittener Kinn- und Schnurrbart stach angenehm von den lebhaften Farben des Gesichts ab und entsprach den starken Augenbrauen, die sich über einem Paar großer und leuchtender Augen emporwölbten. Die Miene war frei und stolz, das Benehmen des Besuchers, so höflich es auch dem Staatsmanne gegenüber erschien, war nur das Ergebnis jugendlicher Ehrerbietung gegen das reifere Alter, und weit entfernt das Zugeständniß einer Unterordnung zu enthalten.

„Ich bin der Letzte, wie es den Anschein hat, den der Ritter Armand Billel in Brüssel aufsucht,“ sagte Herr Renard mit dem Ausdrucke gekränkten Gefühls, nachdem er die Verneigung des Kriegsmanns erwiedert und ihm einen Platz auf einem Sessel neben sich angeboten hatte.

„Die Schuld ist nicht abzuleugnen, aber verzeihlich und der Nachtheil trifft mich allein,“ entschuldigte sich der Andere ziemlich flüchtig. „Da sind die Briefe aus Hochburgund, unserer Heimath, die ich Euch zu überbringen habe. Die Gastereien in Egmont's Hause haben mich zerstreut und meine Liebe für ein schönes Mädchen dieser Stadt hat mich so ganz in Anspruch genommen, daß ich meine Pflicht darüber eine Weile versäumte. Auch hoffte ich Euch bei den Festen Egmont's zu treffen, Herr Renard, und dies um so zuversichtlicher, als Ihr der Freund meines Freundes seid und sonst täglich in dessen Palaste erscheint.“

Renard's kluges Auge musterte das Antlitz des jungen Ritters: „Ihr Ebenbild, Adelen's Ebenbild! Auch an Entschlossenheit mangelt es ihm nicht. Er ist so stolz und kühn, wie er es als Knabe zu werden versprach,“ sagte der Staatsmann zu sich und fügte laut und in einem väterlichen Tone hinzu: „Wann war's doch, als wir uns zuletzt sahen, Armand?“

„Nachdem Ihr den Waffenstillstand von Bau-

relles geschlossen, kurz bevor ich zu den Fahnen Coligny's abging.“

Bei der Erinnerung an einen Vertrag, durch dessen Zustandekommen sich Simon Renard kein geringes Verdienst um den Kaiser Carl und dessen Sohn Philipp erworben zu haben glaubte, während ihm derselbe Vertrag, und wie er glaubte, auf Anstiften des Cardinals, später zum Fehler angerechnet ward, erglühete das Gesicht des älteren Herrn. Er erhob sich von seinem Sessel, that einige Schritte durch's Zimmer und rief heftig:

„Hütet Euch, Armand, jemals auf den Dank der Großen dieser Erde zu rechnen und wenn Ihr ihnen Eure besten Kräfte, Euer Blut zum Opfer gebracht hättet! Sind sie nicht von Natur falsch, so werden sie von ihren heimlichen Rathgebern dazu gemacht werden. Vaurelles — ich zersprengte mit diesem Vertrage das Bündniß wider den altersschwachen Kaiser und — die Unzufriedenheit Philipp's mit meinen Unterhandlungen war der Lohn, den ich für meinen Dienst davontrug. Anton Perenott Granvella — wenn ich Dir das jemals vergesse! Du bist längst überreif für meine Rache.“

Armand hatte über Dinge mit Herrn Renard zu reden, die ihn mehr interessirten, als Staatsangelegenheiten. Er war so rücksichtslos, das Gespräch zu ergreifen und es ohne allen Uebergang auf einen anderen Gegenstand zu lenken:

„Herr Renard, ich setze voraus, daß Ihr den Personen in Burgund, die ich meine Familie nannte, und mir selber das alte Wohlwollen bewahrt habt und daß die Briefe, die ich Euch überreicht habe, geeignet sind, es zu befestigen und meine Bitte an Euch zu unterstützen. Nachdem ich ohne Vater, ja sogar ohne Mutter, so weit heraufgewachsen, hätte ich nimmermehr geglaubt, daß mich der Mangel an Aeltern jetzt noch in Verlegenheit bringen würde. Dennoch brauch' ich gegenwärtig sehr nothwendig einen Vater — wenigstens den Namen eines solchen. Denn ich will heirathen.“

„Renard war indessen seines aufstammenden Zornes Meister geworden. Wenn nicht auf den Anfang, so hatte er doch auf den Schluß des Satzes geachtet und mit der Ironie, die seinem Wesen eigenthümlich, entgegnete er:

„Ich denke Ihr liebt, Armand?“

„Allerdings, und eben das Mädchen, welches ich liebe, wünsche ich in meine Gemahlin verwandelt zu sehen.“

„Ihr seid nicht bei Sinnen. Heirathen — nicht deshalb gab ich meine Einwilligung dazu, daß Ihr nach Brüssel kämt. Ein Mann, wie Ihr, muß sich nicht muthwillig den Weg zu Glück und Auszeichnungen versperren. Eben weil Ihr keine Familie habt, dürft Ihr auch keine begründen wollen, oder wenigstens erst dann, wenn Ihr alle Würden erreicht habt, die Eurem Ehrgeize gnügen.“

„Ich bin Euch für Euren guten Rath verbunden, aber er kommt zu spät, eben so wie ich mit Erstaunen höre, daß es Eurer Einwilligung bedurfte, um mir die Reise nach Brüssel zu gestatten. Ich besinne mich gar nicht, Jemanden in der Heimath gefragt zu haben, außer da, wo ich um etwas Geld und um einige empfehlende Zeilen an Euch bat. Aber wie es auch sei — ich ging nach Brüssel, um ein Mädchen, Katharina van der Noot, die hinterlassene Tochter des brabantischen Kanzlers Adolph van der Noot, wiederzusehen, die ich in Sedan kennen lernte, wo sie sich vorigen Sommer aufhielt. Zugleich hatte ich einen Auftrag in Antwerpen zu bestellen. Ihr seid in Euerm Herzen so gut hugenottisch gesinnt, als ich selbst, daher lauf' ich keine Gefahr, Euch die lautre Wahrheit zu sagen. Gestern Abend hielten die Protestanten einen heimlichen Gottesdienst in einer Zwickelgasse nach der St. Gerykirche hin. Die Wittve van der Noot und ihre Tochter wohnten ihm bei. Ein Kundschafter des Kardinals hatte die Frauen erkannt, war ihnen nachgeschlichen —“

„Und ist von Euch in dem Sennestuffe erfäuft worden, — ich weiß,“ unterbrach Renard den Ritter.

„So war't Ihr der Mann, der mir auf der Brücke zu Hülfe sprang?“ fragte Armand verwundert aufhorchend.

„Was fragt Ihr? Ich sage nur, daß ich weiß, der Spion, der die Versammlung vor dem Thore des Hofes belauschte, wurde von meinem Landsmann Armand in's Wasser geworfen.“

„Herr, löst mir das Räthsel — der Fremde blieb mir seinen Namen schuldig — und nur

Euch mücht' ich den rücksichtslosen Stolz vergeben, mit dem er sich nach der That von mir verabschiedete.“

„Laßt es gewesen sein, wer will! Fahrt fort, mir zu eröffnen, was Ihr von mir begehrt.“

„Den Namen eines Vaters, Eure Bürgschaft, wenn sie verlangt wird, damit ich bei dem Vormunde Katharina's, Herrn von Sachicourt, um meine Braut werbe, wär's auch nur, um der Form zu genügen. Als mich Coligny im Namen des Königs auf dem Schlachtfelde zum Ritter schlug, fragte mich Niemand nach meiner Herkunft. Aber Katharina's Vormund wird diesen Nachweis verlangen.“

„Katharina hat keinen Vormund mehr. Eure Thoreheit und die ihrige ist jetzt ausreichend, die Ehe zu schließen.“

Armand sah den Redner groß an. Dieser fuhr ruhig lächelnd fort:

„Wozu wär' ich Mitglied eines geheimen Rathscollegiums, wenn mir nicht manche Verhältnisse früher offenbar würden, als gewöhnlichen Leuten? Der Mann, der gestern Nacht zweien Damen und meinem Landsmanne nachfolgte, um sich ihrer Geheimnisse zu bemächtigen, war der Herr von Sachicourt, Beisitzer des Staatsraths, Granvella's eifriger Anhänger und Vertrauter. Das Letztere hauptsächlich könnte vielleicht die unbekannt Person, von der Ihr erzählt, dazu bestimmt haben, Euch einen gewissen Körper in's Wasser schleudern zu helfen. Aber warum werdet Ihr blasen? Dünkt Euch Eure That schrecklicher, da sie gegen einen vornehmen Spion gerichtet war, als wenn es ein gemeiner gewesen?“

„Mein Gott! mein Gott — ich glaube, daß ich nicht bloß erbleicht bin, sondern auch zittere,“ rief Armand, sich an die Lehne des Stuhls stützend.

„Ihr, ein Gast, ein Ausländer, über den Lamoral von Egmont seinen Arm ausbreitet, was habt Ihr zu besorgen?“

„Was kommt auf mich an!“ entgegnete Armand so bestürzt als vorher. „Aber Katharina und ihre Mutter! Der Mann, den Ihr als den Herrn von Sachicourt bezeichnet, ist nicht ertrunken. Er muß die Senne weiter unterhalb, an der nächsten Brücke vielleicht schon, wohlbehalten

wieder verlassen haben, denn als ich Frau van der Root an ihr Haus gebracht hatte, traf ich zum dritten Male auf dieselbe Gestalt, die zugleich mit uns dort angelangt war."

Anfangs erstaunte auch Simon Renard, dann sagte er: „Sollte ein Hachicourt so zähen Lebens sein, ein Bad im Schneewasser zu überstehen? Stark genug, die Wellen eines hochgehenden Flusses zu überwinden? Eure junge Einbildungskraft hat Euch einen Streich gespielt. Wer weiß, welchen Pfahl Ihr für den auferstandenen Spion angesehen."

„Leider bin ich meiner Beobachtung sicher. Kein Zweifel, es war der Nämliche. Das Unwetter wird sich über dem Haupte zweier hilflosen Frauen entladen — sie sind verloren!" klagte der Ritter.

„Eure Hochzeit wenigstens — und das ist das Vortheilhafte bei der Sache," erwiderte Renard, wieder zu dem Besitze aller seiner Ruhe gelangt. „Hört mich an, Armand. Ihr seid nicht zufällig in Brüssel, nicht Eurer Liebe wegen, wie Ihr glaubt. Was auch die Veranlassung Eurer Reise gewesen, sie geschah nach meinem Plane. Ich will Euch einen Wirkungskreis geben, Eures Geistes, Eurer Kühnheit würdig. Ihr sollt emporsteigen, höher, als ich es vermochte, Ihr sollt das Land von dem Cardinale befreien, der Günstling einer Fürstin, der Beherrscher eines ganzen Staates werden, wenn Ihr meinen Rathschlägen zu folgen wißt. Wo Weiber regieren, sind die Männer Könige, die ihnen zu gefallen ver stehen."

„In meiner Besorgniß über Katharina's Schicksal hör' ich kaum, was Ihr sprecht, Herr Renard," versetzte Armand kopfschüttelnd.

„Wird nicht auch das Geschick dieser Frauen in Euren Händen liegen, wenn Ihr die Stelle einnehmt, auf der Euch meine Hoffnung schon erblickt? Kinder der Liebe, wie Ihr, — denn Ihr werdet nicht erwarten, daß ich Euch ein gesetzmäßiges Ehebündniß als die Quelle Eures geheimnißvollen Ursprungs angeben soll, wenn ich Euch dereinst den Schleier lüfte, der über Eurer Herkunft liegt, — Kinder der Liebe sind für das Außerordentliche und Abenteuerliche geboren. Das Glück ist ihr Begleiter durch's Leben. Es sucht durch nachfolgende Gunst die Ungerechtigkeit aus-

zugleichen, die sie bei ihrer Geburt erfuhren. Verstehet Ihr mich, Armand? Durchschaut Eure kurze Laufbahn. Wie bald habt Ihr die Sorgfalt überflüssig gemacht, mit der ich die ersten Jahre Eures Daseins überwachte! Ohne Namen, aber nicht ohne Empfehlung tratet Ihr in die Reihen der Hugenotten. Eine ehrenvolle Narbe, ein Rittermantel waren die Früchte, die Ihr in einem Kriege brachtet, in welchem Ihr eigentlich gegen Euer eignes Vaterland fochtet. Sind die goldenen Sporen, die Umarmung eines hübschen Weibes, welches Euch im glücklichsten Falle eine halbe Tonne Goldes als Heirathsgut zuführt, Alles, was Ihr erstrebt? Ein Mädchen nach Frankreich retten, selbst dahin zurückkehren, als Besitzer eines Landguts, oder Patricier einer kleinen Stadt hindämmern, — das wäre das Endziel Eures Daseins? Hier ist der Boden, wo Ihr Ruhm und Größe erringen könnt, hier, wo Euch ein väterlicher Freund unterstützt, dem Ihr Euch zu lange entzogen, wo Euch Egmont's Ansehen und Gönnerschaft die Brücke zum Hofe der Oberstatthalterin erbaut. Sie haßt den Cardinal, wie ihn alle Niederländer hassen. Bitten, Vorstellungen, Mahnungen und Gesandtschaften an den König, um die Entfernung Granvella's zu bewirken, — Alles blieb bis jetzt vergebens. Der Cardinal allein behauptet sich als Herr und Gebieter der Verhältnisse. Ich vernehme, daß selbst der Geheimschreiber der Herzogin, der verschlagene Armenteros, aus Spanien zurückgekehrt ist, rund heraus gesagt, unverrichteter Sache. Er bringt Briefe Philipp's mit, beschwichtigende Worte, glatte Versprechungen, wie wir sie oft gehört, keinen Abberufungsbefehl. Was glaubt Ihr, welches Dankes ein Mann gewiß wäre, der das Land von diesem Priester losriß? Die Oberstatthalterin hat Euch bereits bemerkt, als Ihr mit Egmont unter ihrem Jagdgesolge rittet. Sie fragte nach Euerem Namen und Stande. Bewirkt, was Keiner an ihrem Hofe vermochte, daß sie in That und Wahrheit die Stellvertreterin des Königs werde — und Katharina hat keines Schutzes, keiner Fürsprache ferner nöthig, als der Eurigen."

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Paris im Mai.

II.

Die deutschen Blätter, namentlich die Augsburgerin, beschäftigen sich seit einiger Zeit sehr mit dem Artikel Taillandier's. Für Letztere ist dies Wasser auf ihre Mühle, obschon es ihr nie an Wasser fehlt. Wäre Taillandier ein Deutscher, verstände er nur recht deutsch, hätte er Talent, die Augsburgerin würde sich durchaus nicht mit ihm abgeben, so aber ist Taillandier ein Franzose, gehört zu der Clique der Revue des deux mondes, die Herrn Cousin und auch Herrn Guizot (wenn er zählt) als Meister der Philosophie anerkennen. Taillandier greift ferner Bruno Bauer, Hegel, die Hallischen Jahrbücher an, also Sieg und Triumph ihm und Verderben den Heiden in Leipzig und Berlin, die ohnedies das Verbrechen begingen, gewisse Hohheiten der literarischen deutsch-nationalen Parthei anzugreifen.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Taillandier seine Weisheit von Herrn Seuffert entnommen hat, und ich kann das auf Ehre versichern. Seuffert ist ein wohlhabender Baier, ausgezeichnet durch die Kenntniß, die er in den französischen Weinen an den Tag legt, und in vielen Journal-Artikeln, die er nicht geschrieben hat. Er hat in seinem neuesten Artikel in der A. A. Z. die Jesuiten besonders in Schutz genommen. Taillandier hat nie in Deutschland studirt. Er war einige Jahre in Straßburg Professor, d. h. eine Art Privatdocent, dort lernte er Deutsch, und versteht es so ziemlich im Lesen, aber nicht im Sprechen. Er selbst sagte mir, daß Seuffert ihm die Bücher und Auszüge liefere, in Gemeinschaft mit Herrn Carpeles, einem Prager verdorbenem Genie — zum Beweis, daß ich Wahrheit sage, wird die Revue des deux mondes nächstens einen Artikel über die modernen deutschen politischen Dichter bringen, die Herr Taillandier, der große Taillandier alle verschlucken, verdauen und in eigenen Koth reduciren wird. Deutsche, und nur Deutsche haben ihn auf diese Gedichte aufmerksam gemacht. Von Wienburg wußte Taillandier gerade so viel, wie meine Wäscherin; erst durch meine Artikel in der revue independante wurde er aufmerksam auf ihn. Nie hat er eine Sylbe von Hegel oder von Feuerbach gelesen, doch hat er versprochen, sie zu lesen und sie in der revue zu verspeisen. Ich habe mich zwei Stunden mit ihm auf gut französisch unterhalten und da habe ich alle die Wunder vernommen, die in dem Herzen dieses Sägspähhmannes stecken. Ich drückte ihm die Hand, denn das habe ich schon mehreren Mittelmaßigkeiten gethan, und er sagte mir, ich möchte ihm meine Artikel und Bücher schicken, und mit ihm ferner von

Deutschland sprechen, ich dachte bei mir, was Gutten einst einem Pfaffen antwortete, auf französisch: je me f. . . . de toi, imbécille de jesuite!

Dieser Taillandier hat schon einen ganzen Band Gedichte verbrochen — Beatrice heißt der Plunder. — Wenn's schlecht wäre, würde ich nichts darüber sagen, denn wenige Franzosen wissen, daß das Buch existirt, aber es ist so mittelmäßig, daß das Morgenblatt eifersüchtig darauf sein könnte. Ich weiß gar nicht, wozu der polnische Jude Guskow nöthig hatte, ein neues Instrument zu erfinden. Kein schöneres Stroh- und Holzinstrument gäbe es, als den Kopf eines Taillandier. Auch diese Idee kam mir während meiner Unterredung mit ihm über deutsche Philosophie.

Cuvier war ein großer Mann. Aus einem aufgefundenen Zahn errieth er die Beschaffenheit des ganzen Thieres. Ich bin kein Cuvier, aber wenn ich eine Kinnlade Taillandier's vor mir hätte, gleich würde ich errathen, daß es die eines Esels ist, den die A. A. Z. loben muß — hat sie denn nicht genug an ihren eigenen Mitarbeitern, besonders über deutsche Literatur? — Ich meine immer, die Mitarbeiter dieses Blattes müssen lauter Kahlköpfe haben. — Aber nein, die Alten sind die Besten, die Redactoren mitgerechnet, nur die Jungen sind zahm- und haarlos. Um an ihr zu arbeiten, muß man erst ein testimonium paupertatis bringen, oder beweisen, daß man kein Talent hat, und zwar gedruckt.

Frankreich ist so tief gesunken, namentlich hinsichtlich der Philosophie, daß die kühnsten Professoren und die vorgerücktesten Demokraten constitutionelle Katholiken sind. Die Jesuiten machen ihnen das Gesetz, denn sie sind feig. In Deutschland ist noch kein Professor abgesetzt worden, weil Görres oder die katholischen Blätter in München — ich weiß ihren Namen nicht — ihn angeklagt haben. Die Preußen wissen es gar nicht, daß sie freier sind als die Franzosen; hier sind drei Professoren abgesetzt worden, weil der Univers sie denuncierte. Bruno Bauer müßte sich von zwölf Schreibern und Schustern verurtheilen lassen, und Feuerbach säße längst im Gefängniß. Man wird hier Professor, wenn man antichambriert und wenigstens seine Frau in die Messe schickt, nur die Akademie und einige Mitglieder der Universität leisten Widerstand — Taillandier gehört zu dieser Classe. — Wie kann ein gebildeter Deutscher nur Rücksicht nehmen auf die Kritik eines Menschen, der in seinem Leben nichts geleistet hat, ganz ohne Talent ist und es wagt, Voltaire, Rousseau, Diderot und d'Alembert nicht anzugreifen, sondern sie geradeweg zu negiren. Eine Spinne, die gegen Löwen kämpft! — Aber die deutschen Möven sind froh, wenn sie mit andern Waffen kämpfen können, da sie selbst keine haben. Ich will der Augsburgerin die Schande nicht anthun, zu glauben, sie stände nicht über diesem Gelichter; im Grunde ist nur da Freiheit, wo Philosophie und Wissenschaft ist, und ich will wohl glauben, daß jenes Blatt manchen Ar-

tikel gegen sein besseres Wissen einrückt. Die Rheinische sowohl, wie die Revue hatten Unrecht sich auf Frankreich zu stützen. Leroux und Lamennais sind um kein Haar breit weiter, im Gegentheil, sie stehen weit zurück. — Ich sehe gar keine Zukunft für Frankreich, am wenigsten in der Jugend. Jeder will sein System vertheidigt wissen, als dessen Gott er sich erklärt. Wer nicht an ihn glaubt, ist ein Verräther. Die Freiheit besteht nicht darin, eine Constitution zu haben, die auf Geld beruht. — Die hiesige Deputirtenkammer ist so verschollen, daß mir neulich ein Mädchen aus dem Volke sagte: je serais bien fachée de n'avoir pas plus d'esprit que nos députés — Hoffnung ist nur im Volke und zwar in der niedrigsten Classe, keinesfalls aber in diesen ausgearteten, durch und durch blafirten Jünglingen der Revolution, die — gar nichts gelernt haben. — Ich besuche oft einen Birkel, in den nur Schriftsteller hinzukommen pflegen, ich heiße dort l'innocent — wissen Sie warum? Weil ich an Lu-

gend und Freiheit glaube. Von vierzig Schriftstellern, die dort sich zusammenfinden, sind 39 bereit, Sklaven zu werden und die Messe anzuhören, für 2 bis 300 Frcs. monatlich! — Sind das nicht vortreffliche Aussichten? — Mehr oder minder ist die philosophische Idee bei Allen ausgestorben. — Die revue indépendante wird an ihrem Glauben zu Grunde gehen. George Sand sogar liebäugelt mit der Messe, ich kann Sie dessen versichern, besonders seitdem ihr Geliebter Chopin kränfelt. Das sind die großen Geister Frankreichs, worunter Taillandier einer ist, den man hier fast nicht kennt, ja der gewiß in Deutschland bekannter ist als hier, denn wer liest hier die revue des deux mondes?

Ich wünsche ihm deswegen nichts Böses, im Gegentheil wollte ich, er wäre ein Deutscher König, da gäbe es doch eine freie Verfassung.

A. Weill.

F e u i l l e t o n .

Eines der ältesten Kirchenlieder, das unter den von Luther gedichteten bekannt ist, weil er es aus dem Lateinischen übersezte, ist das: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tode umfangen etc.“ Es rührt von Notker, einem Mönche in St. Gallen, her, der es zu Ende des 9. Jahrhunderts dichtete, als er die tiefe Schlucht beim Martinstobel hinabschaute, wo ein Brückenbau betrieben wurde. Bis zu Luthers Zeit war es im größten Ansehen, und wurde fast in allen Schlachten als Kriegesgesang angestimmt, dem man zauberische Wirkung in Todesgefahr zuschrieb. Luther übersezte es, und nun hat es wieder bis in die neuere Zeit manchen Trost gewährt, so daß es für einen tausendjährigen Volksesang angesehen werden kann. Ueberhaupt war Notker einer der ersten und berühmtesten geistlichen Liederdichter. Eine Sammlung von 50 seiner Gesänge erhielt sich Jahrhunderte lang bei der Messe im Gebrauche.

Höflichkeit ist das halbe Leben. So denkt man in Sind. Wenn sich hier zwei Bekannte finden, so fragt gleich der Eine nach dem Befinden des Andern, nach dem Befinden der werthen Familie und der dazu gehörigen Genossen, erst Alles im Allgemeinen und dann ganz speciell, mit einer Unruhe und Sorge und im zweifelhaften Tone, als ob sein eignes Lebensglück von der Antwort abhängig sei. „Befinden Sie sich wohl?“ beginnt er; „recht wohl? Geht's Ihnen gut? Wirklich recht gut? Sind Sie zufrieden? Ganz zufrieden? Wie steht's um Ihre Gesundheit? Fehlt Ihnen in der That nichts? Gar

nichts?“ Der so Bewillkommte muß nachher sich natürlich eben so sorgfältig erkundigen und in einer Gesellschaft von der ganzen Reihe Gäste sich so befragen lassen, um wieder an jeden von ihnen dieselben Fragen zu thun*). Das halbe Leben geht einem Bewohner des Sind in solchen Complimenten hin und nächstens werden mehrere Elegants von dorthier nach Deutschland kommen, gleiche Höflichkeit zu lehren, um die Gespräche über Politik und Tagesereignisse im Staatsleben zu verdrängen.

London sonst und jetzt. London erlangte im Jahre 1208 die erste königliche Freiheit zu Erwählung seiner Stadtabrigkeit. 1234 bestanden die königlichen Betten noch aus Strohsäcken. 1246 waren alle Häuser noch — mit Stroh gedeckt. 1300 saßen die Einwohner, statt vor dem Kamine, um einen Feuerbehälter in der Mitte des rauchenden Hauses. Wein wurde von den Apothekern nur zur Herzstärkung verkauft. Die Häuser waren noch alle von Holz, und es hieß große Pracht, auf einem zweirädrigen Karren zu fahren. 1351 waren 4 und 2 Pfennigstücke die größten Silbermünzen, und das Parlament bewilligte dem König nur allerhand Waaren. 1509 gab es hier weder Rüben, noch Kohle oder Salate; man führte sie aus den Niederlanden ein. 1561 trug Elisabeth die ersten seidenen Strümpfe, und 1577

*) Man s. T. Postans observations on Sindh. Lond 1843. pag. 350.

brachte man die ersten Taschenuhren dahin. 1590 gab es in London nur 4 Kaufleute, deren jeder 400 Pf. hatte. Seitdem — wie hat sich Alles vervielfacht, verändert!

Christlicher Brudersinn in Baiern. Wenn wieder ein Religionskrieg ausbrechen und ein Deutscher den andern aus lauter christlicher Liebe todt schlagen sollte, so wird Niemand sagen dürfen, daß man in Baiern es vernachlässigt habe, das Zeichen dazu zu geben. Erst in diesem Jahre wieder schrieb ein J. A. Boos geradezu, daß „jene höllische, schändliche, blutige und fluchwürdige Entstellung der christlichen Religion, welche durchaus fälschlicherweise Reformation genannt werde, auszurotten sei.“ Zum Glück hat sein dicker Wälzer 650 Seiten und darüber; er wird also in nicht allzuvielen Händen kommen. Dieß beweist jedoch nichts gegen den guten Willen des gelehrten Mannes, der ein treffliches Werkzeug der Bischöfe in Würzburg, Regensburg und Passau ist.

Missionarienwesen in Indien. In einer Reise nach Isle de France, dans l'Inde etc., von Brunet, Paris 1825, finden sich Angaben über das Missionarienwesen an der Küste von Malabar, und diese besagen, daß Jahrhunderte vergehen können, ehe in Ostindien eingeborne Indianer Christen werden. In Poongmalee fand er eine Hütte, welche eine katholische Kirche hieß, und wo sich die sogenannten bekehrten Indier zum Gottesdienste versammelten. Der (katholische) Missionär, ein Portugiese, konnte kaum lesen. Sein Publikum bestand aus einigen — Weibern der geringsten Klasse, und einigen Männern, die das Weihnachtsfest, das Osterfest, durch sinnlose Tänze, Vermummungen und dergleichen feierten. So lange man die Braminen nicht bereden kann, daß unsere Religion älter sei, als der Schasther, so werden sie uns, meint der Verfasser mit Jones, der in Calcutta lange Zeit war und diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit widmete, vielleicht die Wahrheit, den göttlichen Ursprung unserer heiligen Schriften im Einzelnen oder im Ganzen zugeben, aber sagen, sie seien nur erst ein Theil des Schasthers, aus demselben geschöpft, im Verhältniß zu demselben verstümmelt. Die ausländischen Missionäre können hier gar keinen Nutzen stiften, behauptet der Franzose. Zu den Weibern dürfen sie gar nicht — und ihnen läßt sich am ersten etwas beibringen; — zu den Männern nicht, wenn diese essen oder Gesellschaft haben; und wenn sie auf der Straße predigen, so thun sie

es vor tauben Ohren. Kurz, wenn die Propaganda und andere Missionsgesellschaften in corpore hinkämen, sie fänden kaum einen verlaufenen Paria, der sie hörte, und that, als ob er ihnen glaubte.

Das Altargemälde der Kirche zu Soroe ist in Bezug auf die Darstellung des Judas in der Abendmahlszene, und dann wegen der Folge davon bemerkenswerth. Der Maler, dem Christian IV. von Dänemark den Auftrag gegeben hatte, konnte lange Zeit keinen Kopf finden, der ihm zum Modell des Judas diene. Endlich lernte er einen Förster kennen, der, mancher Verbrechen sich bewusst, ein so düsteres, verstörtes Aeußere hatte, daß der Künstler ihn augenblicklich zu seinem Judasvorbilde nahm. Das Gemälde hing schon geraume Zeit in der Kirche. Eines Sonntags kommt der Förster, sonst nicht sehr geneigt, dem Gottesdienste beizuwohnen, hinein. Der Prediger spricht eben von Judas und seiner Verrätherei, das allen Zuhörern sichtbare Bild dazu benutzend, seinen Vortrag recht lebendig zu machen. Der Förster glaubt sich selbst wieder zu erkennen. Der Schrecken ergreift ihn, wie den Judas. Er stürzt hinaus, und am Abend findet man ihn in einem Gebüsch erhenkt.

Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde. So sagt die Genesis I. 27. Die Lesart ist aber falsch; sie muß umgedreht werden! meinte Lichtenberg, und er hat auch recht, denn der Anthropomorphismus begleitet den Menschen überall. Jedes Volk und jeder Einzelne denkt sich Gott nach Maaßgabe seiner Bildung und seiner Zeit, so daß bei den Weisesten derselbe in einer Idee, in einem Worte aufgeht, z. B. das „Ewig Wirkende“, „das Unerforschliche“, der „sich selbst bewußte Begriff“, die „Alles belebende und leitende Kraft“, und wie nun solche hohlen Redensarten lauten mögen, die aber um so mehr auffallen, wenn man sie mit den Vorstellungen des Psalmisten vergleicht, der seinen Gott mit Bogen und Pfeilen zum Streit ausziehen läßt; oder mit denen unserer Vorfahren, von Odin in der Walhalla; unserer Maler, die Gott als einen alten Großvater zeichnen, während Homer seine Götter leben und handeln läßt, wie es in Griechenland an den Höfen der kleinen Fürsten zugehen mochte, und der Indier in seinem Wischnu nur einen im Nachdenken versteinerten Braminen sieht. Schon der scharfsinnige Alexandriner Philo sagte: Zwei Sätze treten sich in allen Religionen entgegen: „Gott ist wie ein Mensch und er ist nicht wie ein Mensch,“ denn der Mensch kennt nichts Höheres als sich, und kann daher der Gottheit nur seine Gaben in höherm Grade beilegen. 2.

*) J. A. Boos, Geschichte der Reformation und Revolution etc. Augsburg, 1844.